

Strukturkrise als Herausforderung an die Soziologie

Lutz, Burkart

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V. - ISF München

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lutz, B. (1983). Strukturkrise als Herausforderung an die Soziologie. In J. Matthes (Hrsg.), *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982* (S. 321-335). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-254206>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Krise der Arbeitsgesellschaft?

Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages
in Bamberg 1982

Herausgegeben im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
von Joachim Matthes

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Mitglieder des Vorbereitungsausschusses:

Ulrich Beck, Bamberg – Uta Gerhardt, Gießen – Peter Gross, Bamberg
– Joachim Matthes, Erlangen-Nürnberg – Gertrud Nunner-Winkler,
München – Laszlo Vaskovics, Bamberg

Organisation:

Friedrich Heckmann, Peter Winter

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Krise der Arbeitsgesellschaft? : Verhandlungen d. 21.

Dt. Soziologentages in Bamberg 1982 / hrsg. im Auftr. d.

Dt. Ges. für Soziologie von Joachim Matthes. –

Frankfurt/Main ; New York : Campus, 1983.

ISBN 3-593-32828-3

NE: Matthes, Joachim [Hrsg.]; Deutscher Soziologentag

<21, 1982, Bamberg>

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Copyright © 1983 bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Eckard Warminski, Frankfurt/Main

Satz: Heinz Breynek, Kirchweiler

Druck und Bindung: Beltz Offsetdruck, Hemsbach

Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	11
<i>Joachim Matthes</i>	
Zum Soziologentagsthema: „Krise der Arbeitsgesellschaft?“	13
<i>Vorbereitungsausschuß für den 21. Deutschen Soziologentag</i>	

PLENARVORTRÄGE

Die Soziologen und ihre Zukunft	19
<i>Joachim Matthes</i>	
Wenn der Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgeht	25
<i>Ralf Dahrendorf</i>	
Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie?	38
<i>Claus Offe</i>	
Political Democracy as a Threat to Capitalism – A Comparison between Pluralism, Neo-Corporatism and a Power Resource Perspective	66
<i>Walter Korpi</i>	
Goods, Services and the Future of Work	82
<i>Jonathan I. Gershuny</i>	
Soziale Bewegungen: Spezialgebiet oder zentrales Problem soziologischer Analyse?	94
<i>Alain Touraine</i>	
Macht und Herrschaft bei Weber, Marx, Foucault	106
<i>Steven Lukes</i>	

Arbeit als Inhalt des Lebens („denn es fährt schnell dahin“) 120
Hans-Paul Bahrdt

**THEMENBEREICH 1: SOZIOÖKONOMISCHE STRUKTUR-
PROBLEME DER INDUSTRIELL-
KAPITALISTISCHEN ENTWICKLUNG**

Vorbemerkung der Themenbereichsleiter 141
Burkart Lutz, Wolfgang Zapf

Wege und Grenzen der Tertiarisierung: Wandel der Berufsstruktur
in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1980 142
Walter Müller

Entwicklungstendenzen der Beschäftigung von Frauen 1960-1990 . . . 161
Gerhard Engelbrech

Wandel betrieblicher Strukturen von Angestelltentätigkeiten 175
Martin Baethge

Entwicklungstendenzen der Schicht- und Klassenstruktur in
der Bundesrepublik 189
Stefan Hradil

Strukturelle Veränderungen der Frauenarbeit in Haushalt
und Beruf 206
Ilona Ostner, Angelika Willms

Kinder als Last, Kinder aus Lust?
Thesen zu individueller Reproduktion und familiärer Sozialisation . . . 228
Rainer Münz

Konsumarbeit –
Zur Soziologie und Ökologie des „informellen Sektors“ 249
Bernward Joerges

Produktive und destruktive Arbeit 265
Lars Clausen

Wieviel Gutes hat die Krise und wieviel Krise ist gut?
– Überlegungen zur Normalität des Unerwünschten – 278
Karl Otto Hondrich

Entwicklungsdilemmas und Innovationspotentiale in
modernen Gesellschaften 293
Wolfgang Zapf

Die Wiederkehr der Vollbeschäftigungslücke –
Entwicklungslinien des wohlfahrtsstaatlichen Kapitalismus 309
Johannes Berger

Strukturkrise als Herausforderung an die Soziologie 321
Burkart Lutz

THEMENBEREICH 2: WERTWANDEL, POLITISCHE KULTUR UND ARBEIT

Vorbemerkung der Themenbereichsleiter 339
Martin Kohli, Gert Schmidt

Wertwandel und Gesellschaftskrise in der sozialstaatlichen
Demokratie 341
Helmut Klages

Arbeit und Sozialcharakter: alte und neue Konturen 353
Horst Kern, Michael Schumann

Politische Kultur

Ökonomische und soziale Ausdrucksformen der politischen
Kultur der italienischen Arbeiterschaft. Oder: Ist 1968 in
den 80er Jahren endgültig zu Ende? 366
Paolo Leon, Günter Bechtle

Zu Elementen politischer Kultur bei Auszubildenden in
Industrie und Handwerk 375
Georg Kärtner, Hans Rudolf Leu, Eva Otto, Peter Wahler

Arbeit in der „Grauzone“

‘Arbeitsorientierungen und Lebensperspektiven von
Hochschulabsolventen in der Grauzone’ 385
Cordia Schlegelmilch

Korreferat zum Referat von Cordia Schlegelmilch:
'Arbeitsorientierungen und Lebensperspektiven von
Hochschulabsolventen in der Grauzone' 392
Gerd Vonderach

'Was ist neu in den neuen sozialen Bewegungen'? 401
Klaus Eder

Frauenarbeit

Entfremdete Aneignung, gestörte Anerkennung, Lernprozesse:
Über die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Frauen 412
Regina Becker-Schmidt

Hausarbeit als Rückzugsmöglichkeit und Gegen-Er-
fahrung für Frauen unter den Bedingungen taylori-
sierter Industriearbeit
Korreferat zum Referat von Regina Becker-Schmidt 427
Helgard Kramer

Leistung und Wertewandel

Arbeitswerte im Wandel
Empirische Analysen zum Zusammenhang von unkonven-
tionellen Werten und Arbeitsbeteiligung 434
Uwe Engfer, Karl Hinrichs, Helmut Wiesenthal

Umfrageforschung und Wertewandel
Korreferat zum Referat von Uwe Engfer, Karl Hinrichs,
Helmut Wiesenthal: „Arbeitswerte im Wandel“ 455
Klaus R. Allerbeck, Wendy J. Hoag

Kommentar zum Themenbereich 2 463
Burkard Strümpel

THEMENBEREICH 3: ARBEITSKRAFT ALS SUBJEKT UND OBJEKT POLITISCHER STEUERUNG

Vorbemerkung der Themenbereichsleiter 471
Hans-Ulrich Derlien, Michael Th. Greven

Steuerungsprobleme im Wohlfahrtsstaat	474
<i>Franz-Xaver Kaufmann</i>	
Sozialstaat und politische Formationen bei ökonomischer Stagnation	491
<i>Frieder Naschold</i>	
Krise des Wohlfahrtsstaates	518
<i>Wamfried Dettling</i>	
Entscheidungseliten und das Insider- und Outsider-Problem heute; Insider versus Entscheidungseliten und Insider versus Outsider	524
<i>Dieter Claessens</i>	
Krisen der Arbeitsgesellschaft – Katharsis der Interessen- vermittlung? Parteiensystem und soziale Bewegungen im ökonomisch - ökologischen Umbruch	535
<i>Ulrich von Alemann</i>	
Stabilitätsleistungen und Ausgrenzungseffekte des Tarif- vertragssystems	554
<i>Rolf G. Heinze, Walther Müller-Jentsch</i>	
Die beschäftigungspolitischen Möglichkeiten des öffentlichen, halb-öffentlichen, kirchlichen und selbsthilfe-organisierten Sektors	570
<i>Peter Grottian</i>	
Steuerungskapazität von Arbeitsmarktpolitik und Arbeits- verwaltung: Erfahrungen und neue Wege	588
<i>Günther Schmid</i>	
Einseitigkeiten der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik als Hintergrund aktueller sozialer Probleme	604
<i>Friedhart Hegner</i>	
Ausgrenzung von Arbeitskraft und Psychiatrisierung – Zum sozialpolitischen Funktionswandel der Psychiatriereform	622
<i>Wolfgang Bonß, Barbara Riedmüller</i>	

**PODIUMSDISKUSSION DER SEKTION FRAUENFORSCHUNG
IN DEN SOZIALWISSENSCHAFTEN**

Krise der Arbeitsgesellschaft – Welche Krise findet statt? 641

*Diskussionsteilnehmer: Carol Hagemann-White (Diskussionsleitung),
Doris Janshen, Helga Nowotny, Maria Mies,
Laura Balbo, Christel Eckart*

Die Autoren 663

STRUKTURKRISE ALS HERAUSFORDERUNG AN DIE SOZIOLOGIE

Burkart Lutz

In Bamberg machte der Verfasser den Versuch, von dem Reflexionsgang abweichend, den er eigentlich für sein Referat vorbereitet hatte, eine erste zusammenfassende Bilanz der Referate und Diskussionen in dem von Herrn Zapf und ihm gemeinsam verantworteten Themenbereich zu geben und erste Schlußfolgerungen hieraus zu ziehen. Dieser Versuch ist offenkundig, wie der Verfasser nicht zuletzt anhand der Tonbandtranskription feststellen mußte, allenfalls partiell gelungen. Dies legte eine nochmalige Überarbeitung des ursprünglichen Textes mit dem Ziel nahe, die wesentlichen Themen schärfer und unmißverständlicher herauszuarbeiten, als dies in Bamberg unter dem Druck der Zeit wie unter dem noch frischen, kaum durchreflektierten Eindruck der vorausgegangenen eineinhalb Tage geschah.

Dabei war es immerhin möglich, größere Textpassagen nahezu wörtlich und den Argumentationsduktus in großen Teilen kaum verändert beizubehalten.

I

Versucht man einen ersten Rückblick auf die Veranstaltungen, Vorträge und Diskussionen, die seit Beginn des Soziologentags in diesem Raum – zunächst anläßlich der Eröffnungsveranstaltung am 13. Oktober, dann im Rahmen unseres Themenbereichs I am gestrigen Tag und am heutigen Vormittag – stattfanden, und versucht man, eine erste, sehr vorsichtige, wie man wohl unter protestantischen Theologen sagt: „ungeschützte“ und persönliche Darstellung der Lage zu geben, so drängt sich als erstes der Befund eines offenkundigen Widerspruchs auf zwischen dem Tenor der Eröffnungsveranstaltung auf der einen Seite und den insbesondere gestern in dieser Themenbereichsveranstaltung vorgetragenen Analysen auf der anderen Seite:

Der Soziologentag begann, durchaus in Übereinstimmung mit den von seinem Titel geweckten Erwartungen, eher dramatisch mit der Ausrufung einer als möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich erachteten „Krise der Arbeitsgesellschaft“, das heißt einer gesellschaftlichen Strukturkrise, die, nimmt man ernst, was sich mit diesem Begriff an Konnotationen und Assoziationen verbindet, einen säkularen Bruch in der Geschichte der westlichen Industriegesellschaften, wenn nicht sogar aller industrialisierter Nationen, bedeuten würde.

Gestern vormittag und nachmittag wurde dann versucht, zunächst sehr dicht an aktuellen Forschungsvorhaben, dann stärker analytisch verallge-

meinernd, zu fragen, ob sich in wichtigen gesellschaftlichen Teilbereichen Symptome für einen derartigen säkularen Umbruch ausmachen lassen und wie sie gegebenenfalls aussehen.

Ein durchgängiger Befund dieser Referate läßt sich in der These zusammenfassen, daß auf der Ebene konkreter empirischer Analysen die Existenz einer gesellschaftlichen Strukturkrise keineswegs evident, aber auch nicht ganz auszuschließen ist.

So lassen sich in vielen gesellschaftlichen Teilbereichen gegenwärtig Entwicklungen mit einem beträchtlichen Krisenpotential beobachten, die es möglich machen, daß Prozesse sozioökonomischen Strukturwandels, die in den letzten Jahrzehnten relativ spannungsfrei abliefen, in Zukunft deutlich größere Friktionen, Probleme und Konflikte erzeugen werden. Hierfür zwei charakteristische Beispiele:

Walter Müller hat im ersten Referat des gestrigen Tages gezeigt, daß bisher ein tiefgreifender Wandel der Berufsstruktur zu einem Gutteil über den Generationswechsel realisiert wurde, so daß es nicht zu generalisierten dramatischen Einschnitten im beruflichen Lebensweg des einzelnen kam, weil jeweils die nachrückende Generation ihren Berufsweg überwiegend bereits in den wachstumsträchtigen Branchen und Berufen begann, während die Arbeitsplätze, deren Zahl im Zuge des Strukturwandels abnimmt, weit überproportional mit Angehörigen der älteren Generation besetzt sind, so daß sie vielfach in dem Augenblick, in dem sie obsolet geworden sind, auch von ihren bisherigen Inhabern geräumt werden, die aus dem Erwerbsleben ausscheiden.

Gegenwärtig zeichnen sich jedoch – nicht zuletzt aufgrund von Tendenzen rechnergestützter Rationalisierung im Bürobereich, die Martin Baethge in seinem Referat beschrieben hat – Entwicklungskonstellationen ab, in deren Rahmen die formalen Qualifikationen, Orientierungen und Erwartungen der neu ins Erwerbsleben eintretenden Generationen nicht mehr überwiegend dem Wandel der Berufsstruktur konform gehen, so daß es – auch abgesehen vom jeweiligen gesamtwirtschaftlichen Beschäftigungsniveau – in weit größerem Umfang als bisher zu strukturellen Diskrepanzen zwischen dem Neuangebot an Arbeitskräften auf der einen Seite und den zu besetzenden Arbeitsplätzen auf der anderen Seite kommen kann.

Ähnliche Perspektiven, in denen anstelle bisheriger Konvergenz der Entwicklungstendenzen in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen nun mehr oder minder tiefgreifende Divergenzen, ja Konflikte treten können, lassen sich auch für das Verhältnis von Hausarbeit und Berufsarbeit bei Frauen, wie sie in den Referaten von Ilona Ostner und Angelika Willms dargestellt wurden, sowie dem eng hiermit verbundenen Bereich der Haushaltsökonomie feststellen, dessen aktuelle Entwicklungstendenzen von Bernhard Joerges unter dem Stichwort der „Konsumarbeit“ skizziert wurden. Was sich zunächst in der Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg als Befreiung aus traditionellen Zwängen, als eindeutige Wohlfahrtsmehrung darstellte, kann sich nun zunehmend als ambivalent, ja als Voraussetzung für die Durchsetzung neuer Formen von Fremdbestimmung erweisen.

Doch machten derartige Verweise auf krisenträchtige Tendenzen nur den weitaus kleineren Teil dessen aus, was gestern an Befunden und Analysen vorgetragen wurde. In dem Bild, das sich hierbei ergab, erscheinen mir ganz unverkennbar die Momente zu überwiegen, die auf langfristige Stetigkeit von Strukturentwicklungen hindeuten, die Kräfte und Mechanismen, die offenbar im Wandel immer wieder Stabilität und Kontinuität herstellen (ob man dieses nun begrüßen oder, wie im Falle der immer neu sich wieder durchsetzenden Ungleichheit von Frauen und Männern, bedauern mag).

Deshalb lassen sich auch die benannten Krisenpotentiale von Entwicklungen in wichtigen Teilbereichen (oder auch im Verhältnis zwischen verschiedenen Teilbereichen) der Gesellschaft zwar durchaus als Illustration für die These eines historischen Strukturbruchs im Sinne einer Krise der „Arbeitsgesellschaft“ oder des „Vollbeschäftigungskapitalismus“ nutzen, wie sie von Johannes Berger formuliert wurde. Aber sie können keineswegs als Beweise hierfür herangezogen werden, da sie ebensogut – ja in ihrem jeweiligen empirischen Kontext meist besser – mit den konkurrierenden Interpretationen, die von Karl Otto Hondrich und Wolfgang Zapf vorgetragen wurden, vereinbar sind: Nichts, was gestern an aktuellen oder latenten Momenten krisenhafter Art sichtbar wurde, ließe sich nicht ganz problemlos in systemtheoretischer Perspektive als Ausdruck natürlicher Anpassungsprozesse in einem selbstregulativen System oder in modernisierungstheoretischer Perspektive als Symptom eines Entwicklungsdilemmas deuten, das ohne dramatischen Bruch gelöst werden kann.

Die Frage, ob wir uns gegenwärtig in einer Strukturkrise im Sinne eines säkularen Entwicklungsbruchs befinden oder ob wir es lediglich mit Anpassungsproblemen oder Engpässen einer Entwicklung zu tun haben, deren grundsätzliche Kontinuität nicht in Zweifel steht – diese Frage könnte aufgrund der vorgetragenen empirischen Ergebnisse allenfalls gegen und sicherlich nicht für die erste These beantwortet werden.

Daß dennoch innerhalb der Soziologie diese These offensichtlich mit einigem Nachdruck vertreten wird, kann auf zweierlei Weise erklärt werden: Entweder wird die Existenz einer Strukturkrise behauptet, obwohl doch die Realität von den dieser Behauptung eher entgegenstehenden empirischen Analysen einigermaßen zutreffend beschrieben wird; dann wäre zu erklären, wie es dazu kommen kann, daß auch angesehen und kompetente Soziologen eine solche Behauptung aufstellen. Oder es gibt tatsächlich eine Strukturkrise, obwohl sie in dem Bild aktueller Entwicklungen, das sich anhand empirischer Befunde und Analysen zeichnen läßt, allenfalls verschwommen und gebrochen erkennbar ist; dann wäre zu fragen, wie es möglich ist, daß soziologische Forschung zentrale Veränderungen in ihrem Objekt so unzuverlässig erfaßt.

Beide Hypothesen verdienen ebenso wie die von ihnen implizierten Fragen eine etwas nähere Betrachtung, zumal im einen wie im anderen Fall Beträchtliches für die Lage und die Zukunftsperspektiven des Faches auf dem Spiel stünde.

II

Walter Müller machte in seinem Referat, mit dem gestern die Themenbereichsveranstaltung begann, eine Bemerkung, an die ich hier noch einmal erinnern möchte: Nachdem er gezeigt hatte, welche Rolle demographische Zyklen beim Zustandekommen der gegenwärtigen Massenarbeitslosigkeit spielen, äußerte Müller Zweifel daran, daß man ohne diesen demographischen Beschäftigungseffekt heute überhaupt von einer *Krise* der Arbeitsgesellschaft in dem doch dabei immer mitgedachten umfassenden und säkularen Sinn sprechen würde.

Auch wer die Ursachenzurechnung der Massenarbeitslosigkeit anders einschätzt, als Müller dies tut, muß sich doch der Frage stellen, ob nicht gegenwärtig von vielen Soziologen bestimmte Ereignisse, wie die massive Verschlechterung der Beschäftigungssituation seit der Mitte der 70er Jahre, mit einem Bedeutungsgehalt beladen werden, der weit dramatischer ist, als es den sichtbaren Vorkommnissen und Abläufen entspräche.

Auf diesem Soziologentag wurde mehrmals und in verschiedenen Zusammenhängen darauf hingewiesen, daß die Entwicklung der Soziologie in den letzten Jahren mit vielfältigen Erfahrungen unverkennbar enttäuschender, ja frustrierender Art verbunden war. Könnte es deshalb nicht sein, daß viele Soziologen als gesellschaftliche Strukturkrise mit säkularer Bedeutung interpretieren, was in Wirklichkeit nur ein Zusammentreffen von in sich jeweils unbestreitbar krisenhaften, aber doch alles in allem in ihrer Relevanz begrenzten Erscheinungen ist, weil sie gleichzeitig in ihrer Biographie bzw. in ihrer wissenschaftlichen Arbeit Erfahrungen machen, die für eine solche pessimistische Interpretation prädisponieren? Eine solche Vermutung ist um so weniger abwegig, als dies ja einem nachgerade klassischen Fehler soziologischen Denkens entspräche, dem auch berühmte Kollegen gelegentlich einmal zum Opfer fallen, dem Fehler nämlich, Entwicklungen im eigenen Denken in Entwicklungen des Objekts umzudefinieren, den Fortgang der eigenen Erkenntnis auf deren Gegenstand zu projizieren und als Widerspiegelung einer sich dort vollziehenden Veränderung auszugeben.

Es sei in diesem Zusammenhang nur daran erinnert, daß die von englischen Kollegen erstmals beschriebene „instrumentelle Orientierung“ von Industriearbeitern wahrscheinlich einem Einstellungs- und Verhaltensmuster entspricht, das es in dieser oder ähnlicher Form schon immer gegeben hat. Aber dadurch, daß die wesentlichen Komponenten dieser Orientierung den Erwartungen widersprachen, mit denen diese Kollegen seinerzeit – wie viele andere Soziologen auch – an die Untersuchung von Industriearbeitern herangegangen waren, und dadurch, daß sie gleichzeitig ein anderes, ebenfalls vorgefundenes Orientierungsmuster, das im wesentlichen mit diesen Erwartungen übereinstimmte, als „traditionell“ definierten, wurde unversehens und unter der Hand aus einer an empirischem Material induktiv entwickelten, klassifikatorischen Typologie so etwas wie der Entwurf eines

historischen Ablaufs – was sich dann in der folgenden Rezeptionsgeschichte noch weiter verstärkte und verfestigte.

Dafür, daß Soziologen heute besonders – und weit mehr als früher – dazu neigen könnten, eine globale gesellschaftliche Krise zu behaupten, auch wenn sie diese These allenfalls punktuell mit empirischen Belegen stützen können, ließen sich mindestens zwei gute Gründe nennen, die sich überdies noch wechselseitig verstärken, nämlich einmal Veränderungen im Verhältnis des Soziologen zu seiner beruflichen Situation und seiner Umwelt, zum anderen Veränderungen im Verhältnis der Soziologie zu ihrem Gegenstand.

Die Entwicklung der Soziologie in den letzten ein bis zwei Jahrzehnten korrespondiert ja in großem Umfang gleichlaufenden Biographien eines Großteils der Soziologen. Der große Aufbruch der Soziologie in den 60er Jahren war eben auch – um noch einmal auf die gestern und heute mehrfach angezogene Analyse gesellschaftlicher Entwicklungen in der Perspektive demographischer Zyklen zurückzukommen – der Aufbruch einer Generation, der sich nicht nur ganz außerordentlich günstige Berufs- und Karrierechancen eröffneten, sondern die auch nicht ohne Faszination feststellen konnte, welch großen Eindruck man bei einem breiten Publikum mit relativ einfachen soziologischen Klassifikationen und Typologien machen konnte und welch hohe Deutungskraft eher rudimentären soziologischen Begriffen und Theoremen nicht zuletzt außerhalb der Soziologie zuerkannt wurde, da sie scheinbar die Kraft und Fähigkeit besaßen, Ordnung in den sonst unüberschaubaren Wirrwarr gesellschaftlicher Wirklichkeit zu bringen. All diese großen, ja erregenden und lustvollen Erlebnisse und auf ihnen gründenden Erwartungen, die einmal sehr eng mit dem Beruf des Soziologen verbunden schienen, gehören heute der Vergangenheit an.

Noch wichtiger allerdings scheinen mir Entwicklungen, die sich im letzten Jahrzehnt in unserer eigenen Arbeit vollzogen haben und die mehrmals in den Referaten des gestrigen Tags angesprochen worden waren:

Die professionalisierte Konstituierung von Soziologie gründete ja nicht zuletzt auf der wesentlichen Arbeiterleichterung, die sich aus der Möglichkeit segmentierter und selbständiger Behandlung gesellschaftlicher Teilbereiche ergibt. Nun stellt sich aber, so sahen wir gestern mehrmals, als Ergebnis erfolgreicher empirischer und theoretischer Durchdringung solcher abgegrenzter Objekte, wie Demographie, Haushalt und Familie, Berufsstruktur und ihre Entwicklung, heraus, daß die zwischen ihnen gezogenen Grenzen ins Wanken geraten.

Im gleichen Sinne ist wohl auch ein Gutteil dessen zu sehen, was Stefan Hradil über Schwierigkeiten und neue Perspektiven der Schichtungs- und Klassenanalyse sagte: Sehr wahrscheinlich resultiert die abnehmende analytische und interpretative Effizienz der traditionellen soziologischen Konzepte nicht nur daraus, daß die Gesellschaft insgesamt komplizierter, differenzierter und stärker durch divergierende Prinzipien strukturiert ist, als dies noch in den 50er Jahren der Fall war; in der Kritik an den tradierten

schichtungs- und klassensoziologischen Konzepten, Fragestellungen und Forschungsperspektiven spiegelt sich sicherlich auch ein wissenschaftlicher Lernprozeß wider, als dessen Ergebnis man sich nicht mehr mit so grobschlächtigen Kategorien begnügen will wie früher.

Offensichtlich ist also das Objekt soziologischen Arbeitens insgesamt, die Gesellschaft, weit komplizierter und schwieriger zu analysieren, als viele dies zu einem Zeitpunkt glauben mochten, zu dem sie sich für Soziologie als Beruf entschieden haben, und widerstrebt auf Dauer sowohl der definitiv segmentierten, parzellierten Betrachtungsweise in Spezialsoziologien wie auch deren oftmals eher einfachen kategorialen Schemata, in deren Rahmen sich die berufliche Sozialisation sehr vieler Soziologen vollzogen hat.

Veränderter Erlebnisgehalt und substantiell wachsende Schwierigkeit soziologischen Arbeitens sind zwei Entwicklungen, die, wenn sie parallel verlaufen, für ein Fach wie das unsere von sehr hoher Bedeutung sind, das so stark von einer einzigen Generation getragen wird, das sich noch in einem Stadium hoher Labilität im Hinblick auf seine Einbettung in den organisierten Wissenschaftsbetrieb befindet und das sich darüber hinaus besonderer Aufmerksamkeit in den Medien erfreut; unter diesen äußeren Bedingungen kann allein die Tatsache, daß die überwiegende Mehrheit der Angehörigen des Faches ungefähr zur gleichen Zeit und auf gleichen Stadien der Biographie eher entmutigende Erfahrungen mit der fachspezifischen Arbeit machte, bereits zu einer mehr oder minder ausgeprägten Krise im Fach führen.

Weil dem so ist, müssen wir uns sehr nachdrücklich die Frage stellen, ob wir uns nicht unter der Hand für eine gleichzeitig sehr naheliegende und überaus gefährliche Bearbeitungsform dieser fachinternen Probleme entschieden haben, die darin besteht, die Krise unserer eigenen Arbeitssituation auf das Objekt unserer Arbeit zu projizieren.

Das Objekt, mit dem wir uns als Soziologen beschäftigen, existiert ja letzten Endes — ich möchte auf diesen elementaren Tatbestand nur hinweisen, ohne mich in erkenntnistheoretische Diskussionen einzulassen — in unseren eigenen Köpfen und muß in diesen immer wieder reproduziert werden. Und die Frage, ob das, was sich in unseren Köpfen als krisenhafter Prozeß darstellt, tatsächlich eine Krise der Gesellschaft oder nur eine Krise der Soziologie bzw. der Soziologen ist, die wir nur als solche uns nicht eingestehen wollen — dies ist eine Frage, die sich jeder Soziologe zumindest dann stellen muß, wenn er glaubt, mit Verweis auf einen sich möglicherweise vollziehenden historischen Bruch zu einer grundlegenden Neubestimmung der Soziologie aufrufen zu müssen.

III

Der offenkundige Kontrast zwischen der These eines säkularen Bruchs der Entwicklung industriell-kapitalistischer Gesellschaften und dem Bild, das sich aus empirischen Befunden und Analysen ergibt, die zwar unbestreitbare Entwicklungspotentiale krisenhafter Natur sichtbar machen, jedoch keine Indikatoren für eine Strukturkrise im Sinne eines umfassenden Abbrechens gesellschaftlicher Entwicklungskontinuität – dieser Kontrast kann auch, so wurde weiter oben gesagt, dadurch zustande kommen, daß soziologische Forschung zumindest bisher nicht dazu imstande ist, den Charakter einer Krise adäquat zu diagnostizieren, die bereits begonnen hat.

Mir selbst erscheint diese Erklärung zutreffender als die zuerst behandelte, weshalb mir auch sowohl die Hondrich'sche systemtheoretische wie auch die Zapf'sche modernisierungstheoretische Interpretation der empirisch beobachtbaren aktuellen Entwicklungen in einigen Punkten nicht der Realität adäquat erscheinen, während ich über weite Strecken die krisentheoretische Diagnose von Herrn Berger teile, mit dessen Schlußfolgerungen ich dann freilich gar nicht einverstanden bin.

Aber der eigentliche Punkt, zu dem uns diese Erklärungstheorie des aktuellen Forschungs- und Diskussionsstands führt, liegt jenseits der Ebene individueller Zustimmung zu oder Kritik an dem einen oder anderen Interpretationsvorschlag; allein die Möglichkeit, daß die gestern vorgetragenen und ja doch alles in allem sehr respektablen Ergebnisse soziologischer Forschung das Bild eines eher von Stetigkeit und Kontinuität geprägten Entwicklungsverlaufs vermitteln, während doch in Wirklichkeit ein tiefgreifender Entwicklungsbruch sich zu vollziehen im Begriff ist, erscheint mir so beunruhigend, daß sie dringend dazu Anlaß geben sollte, die Voraussetzungen soziologischen Arbeitens selbst einer kritischen Reflexion zu unterziehen. Hierzu im folgenden einige erste Beiträge.

Soziologie hat sich im vergangenen Jahrzehnt in der Bundesrepublik als eine Wissenschaft professionell etabliert, die sich nicht mehr in der Deutung der mehr oder minder zufälligen, mehr oder minder selektiven sozialen Erfahrungen des einzelnen Wissenschaftlers erschöpft, sondern als eine Wissenschaft, die auf einem kollektiven, organisierten und institutionalisierten Prozeß der Erkenntnisgewinnung gründet. Soziologie in diesem Verständnis ist nun freilich das Produkt einer ganz bestimmten historischen Situation und Ausdruck einer Entwicklung, die im Bewußtsein der Gesellschaft auf Dauer gestellt war, wenngleich sie mit in vieler Hinsicht revolutionären Veränderungen der Grundlagen und Formen gesellschaftlicher Existenz verbunden war. Und es ist wohl nicht übertrieben, zu sagen, daß der wesentliche Beitrag der Soziologie sowohl zu dieser Entwicklung und ihrer gesellschaftlichen Verarbeitung wie auch zu ihrer eigenen Konstituierung und Konsolidierung als wissenschaftliche Disziplin genau darin bestand, in einer Situation extrem schnellen und tiefgreifenden Wandels die in diesem Wandel enthaltenen Momente von Normalität, Stabilität und Kontinuität herausgearbeitet und sichtbar gemacht zu haben.

Dies gilt sowohl für die zentralen Konzepte, wie z.B. die Begriffe der industriellen Gesellschaft und des sozialen Wandels, die wir in die öffentliche Diskussion eingebracht haben, wie für eine große Zahl von empirischen Befunden und sie verarbeitende Interpretationsmuster mehr oder minder großer Reichweite.

Hieraus ergibt sich nun freilich die Gefahr, daß ein Gutteil dessen, was in den letzten zwei Jahrzehnten als effiziente Arbeitsinstrumente soziologischer Forschung und soziologischer Analyse entwickelt wurde, Begriffe, Theoreme, Methoden wie auch mehr oder minder institutionalisierte Formen des Zugangs zur Realität, auf die Prämisse gesellschaftlicher Kontinuität und struktureller Stabilität gegründet ist. Deshalb können wir auch jetzt keineswegs ex ante ausschließen, daß Soziologie genau deshalb, weil sie in der Vergangenheit mit einer scheinbar auf grenzenlose Expansion und stetige Entwicklung gestellten Gesellschaft und ihren Problemen so gut fertig geworden ist, heute unfähig ist, eine Krise zu erkennen, deren wesentliches Charakteristikum ja genau darin bestünde, daß sie das Grundmuster gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse, dominanter Wirkungszusammenhänge, Kräfteverhältnisse, Problemgenerierungsmechanismen und Ausbreitungs- wie Verarbeitungsformen von Veränderungsimpulsen von Grund auf in Frage stellt.

Will man die damit angesprochenen Probleme richtig einschätzen, so muß man sich nochmals einen Sachverhalt vor Augen halten, auf den ich weiter oben bereits hingewiesen habe: daß die Konsolidierung von Soziologie als einer empirischen Wissenschaft und die damit eng verbundene Professionalisierung von Soziologen sich nicht zuletzt über das Medium innerwissenschaftlicher Arbeitsteilung und die Herausbildung einer Reihe jeweils besonderer Spezialsoziologien vollzogen hat, die sich jeweils auf die Erforschung abgrenzbarer gesellschaftlicher Teilbereiche konzentrierten. Natürlich müssen Auswirkungen einer gesellschaftlichen Strukturkrise auch auf der Ebene vieler dieser gesellschaftlichen Teilbereiche sichtbar und damit für die ihnen korrespondierenden Spezialsoziologien erfaßbar werden, aber doch eben notwendigerweise nicht nur in einer partikularen Form, die ebensogut als Indikator einer bereichsspezifischen Anpassungskrise interpretiert werden könnte.

Das zentrale Problem, mit dem die Eventualität einer gesellschaftlichen Strukturkrise den Soziologen – und zwar vor allem den empirisch-analytisch arbeitenden Soziologen – konfrontiert, besteht darin, daß ihre Analyse, daß die Versicherung ihrer Existenz wie die Bestimmung ihrer Ursachen und Auslöser wie die Ermittlung der aktuell beobachtbaren bzw. heute schon vorhersehbaren Verlaufsmuster kaum möglich ist, ohne die herkömmlichen und bewährten Formen der Arbeitsteilung in der Soziologie wie auch zwischen der Soziologie und angrenzenden sozialwissenschaftlichen Disziplinen von Grund auf in Frage zu stellen.

Lassen sie mich diesen sehr gravierenden Tatbestand an zwei Beispielen erläutern:

In der Vergangenheit konstituierte sich Demographie als eine selbständige Teildisziplin der Sozialwissenschaft auf der Grundlage des Axioms, daß es einen begrenzten Satz eigenständiger Gesetzmäßigkeiten der Bevölkerungsentwicklung gäbe, mit deren Hilfe man die wesentlichen demographischen Veränderungstendenzen ex post erklären und ex ante prognostizieren könne; die Zusammenarbeit der Demographie mit anderen sozialwissenschaftlichen Teildisziplinen vollzieht sich über klar definierte Eingabe- und Ausgabestellen mit eindeutigen Lieferbeziehungen in die eine oder andere Richtung (sozioökonomische Rahmendaten als Input in die Demographie; Bevölkerungsprognosen verschiedener Art als Output der Demographie in andere Sozialwissenschaften).

Wenn nun aber, wie Herr Münz dies meinem Verständnis nach gezeigt hat, die Erklärungskraft spezifischer demographischer Gesetzmäßigkeiten abnimmt und das generative Verhalten immer stärker in andere Strukturen und Entwicklungsprozesse der Gesellschaft eingebunden ist, die nach herkömmlichem Verständnis mit demographischen Tatbeständen wenig zu tun haben, so ist die bisherige und für alle Beteiligten außerordentlich entlastende arbeitsteilige Behandlung demographischer Sachverhalte nicht mehr legitim. Dann läßt sich z.B. demographische Entwicklung nicht mehr als unabhängige Variable einsetzen, an deren Werten sich Prognosen und Planungen für andere gesellschaftliche Teilbereiche als festem Bezugspunkt orientieren können, weil nämlich möglicherweise das, was als unabhängige Variable gesetzt ist, selbst auf reflexive Weise von als abhängig besetzten Variablen beeinflusst wird.

Wer immer nach Existenz, Ursachen und vermutlicher Verlaufsform einer gesellschaftlichen Strukturkrise fragt, muß infolgedessen die bisherige arbeitsteilige Ausgrenzung der Demographie aufheben und immer wieder prüfen, ob nicht z.B. Tatbestände, deren Analyse man bisher getrost den Bevölkerungswissenschaftlern überlassen konnte, zentrale Momente des Krisenmechanismus sind; noch mehr gilt dies natürlich für jeden Versuch, Strategien der Krisensteuerung oder gar Krisenbewältigung wissenschaftlich begründen zu wollen, da ein Festhalten an dem bisherigen Verfahren von Prognose und Planung im günstigsten Falle zu Ergebnissen vom Typ einer self-fulfilling prophecy führt (weil die Planungen überhaupt erst die Tatbestände hervorrufen, mit deren prognostiziertem Eintreten man sie ursprünglich einmal begründet hatte), mit größerer Wahrscheinlichkeit jedoch starke Verwerfungen und kontra-intentionale Effekte hervorrufen wird.

Gleiches gilt wohl auch für nahezu alle anderen sozialwissenschaftlichen Teildisziplinen und Spezial- bzw. Bindestrichsoziologien und für deren jeweilige Beziehungen mit der gesellschaftlichen Praxis in dem von ihnen bearbeiteten Feld.

Das andere Beispiel ist der Begriff der industriellen Gesellschaft, dessen zentrale Bedeutung für die Soziologie der letzten Jahrzehnte ja nicht so sehr in seiner Funktion für die Bestimmung globaler, historischer Entwicklungstendenzen lag als vielmehr in seiner vielfältigen Nutzbarkeit für die Herstel-

lung eines umfassenden gesamtgesellschaftlich-historischen Verweisungszusammenhangs, in den arbeitsteilig gewonnene soziologische Detailaussagen mühelos einzuordnen waren. Indem man z.B. in der Familiensoziologie, in der Bildungssoziologie, in der Rechtssoziologie oder der Stadtsoziologie ganz selbstverständlich auf das Konzept industrieller Gesellschaft und industriegesellschaftlicher Entwicklung rekurrierte, hatten Soziologen – und ich schließe mich hierbei durchaus ein – eine scheinbar sehr elegante Lösung des Dilemmas von notwendiger Konkretheit und Spezifität des jeweiligen Untersuchungsgegenstands auf der einen Seite und dem Bedürfnis nach allgemeinerer Relevanz der gewonnenen Aussagen auf der anderen Seite zur Hand – eines Dilemmas, das sich zumindest in den Anfangsstadien der Professionalisierung und Institutionalisierung jedem Sozialforscher stellt.

Aber genau mit dieser allgemeinen Nutzung des Konzepts industrieller Gesellschaft und der hierdurch ermöglichten Legitimation arbeitsteilig parzellierter Konzentration auf Forschungsfelder und ihnen spezifische Ansätze, Methoden und analytische Konzepte haben wir auch eine umfassende und alles in allem recht komplexe Axiomatik gesellschaftlicher Entwicklung in viele soziologische Teildisziplinen gewissermaßen hineintransportiert, die auf strukturelle Kontinuität, auf Stabilität im Wandel abgestellt ist und für das Phänomen einer gesellschaftlichen Strukturkrise keinen Raum läßt.

Rückt man nun, um die Frage nach der Existenz einer solchen Strukturkrise überhaupt sinnvoll stellen zu können, vom Begriff der industriellen Gesellschaft (oder anderen gleich verweisungsstarken und beziehungsstiftenden Konzepten) ab, so droht nicht nur der aus vielen anderen Gründen schon gefährlich dünn gewordene Zusammenhang verschiedener Teilsoziologien vollends verlorenzugehen; darüber hinaus ist zu fragen, ob von den begrenzten Zugriffsmöglichkeiten einzelner Teilsoziologien aus überhaupt eine umfassende und systematische Analyse wesentlicher Momente der vermuteten Strukturkrise in Angriff genommen werden kann; von der Möglichkeit (oder Unmöglichkeit) eines soziologischen Beitrags zur Krisenüberwindung ganz zu schweigen.

IV

In der Gegenüberstellung der beiden letzten Referate des heutigen Vormittags, der modernisierungstheoretischen Interpretation von Wolfgang Zapf auf der einen Seite, der krisentheoretischen Interpretation von Johannes Berger auf der anderen Seite, drückt sich eine Problematik aus, von der ich meine, daß sie für die Zukunft des Faches von entscheidender Bedeutung sein wird:

Sind die Einzelercheinungen, die wir gegenwärtig kraft unserer eigenen Sozialerfahrung oder mit Hilfe empirischer Analyse beobachten und als kri-

senhaft empfinden, im Sinne der Modernisierungstheorie Ausdruck unvermeidlicher, aber vorübergehender Anpassungszwänge, Entwicklungsengpässe, durch die wir hindurch müssen, die auch überlegter gesellschaftlicher Bearbeitung bedürfen, die aber das, was Zapf in Anlehnung an Parsons die „Modernisierungsuniversalien“ nennt, nicht grundsätzlich in Frage stellen? Können wir uns darauf verlassen, daß die Entwicklung unserer Gesellschaften, wenn nur jeder an seiner Stelle das in seiner Kompetenz und Verantwortung Liegende richtig tut, über kurz oder lang wieder in einen vernünftigen Pfad einmünden wird, der per saldo der größten Zahl sichere Wohlstandsmehrung verspricht?

Aber: Kann nicht genau dieses Vertrauen dann verhängnisvolle Konsequenzen haben, wenn – und wo – es Aufgabe der Soziologie wäre, Handlungsnotwendigkeiten und Handlungspotentiale so rechtzeitig zu identifizieren, daß trotz der langen Ausreifungszeiten gesellschaftspraktischer Problemlösungen noch Zeit zum Handeln bleibt?

Oder befinden wir uns gegenwärtig, wie die von Johannes Berger vertretene krisentheoretische Position postuliert, bereits mitten in einer gesellschaftlichen Strukturkrise, in einem Prozeß, der einen säkularen Entwicklungsbruch bedeutet, dessen erfolgreicher Abschluß keineswegs gesichert ist und aus dem auf jeden Fall, wenn es nicht zur Katastrophe kommen soll, eine gesellschaftliche Strukturkonstellation hervorgehen muß, die sich auf systematische Weise dadurch charakterisiert, daß sie aus der vorausgegangen Strukturkonstellation nicht durch extrapolierende Ableitung vorausgesagt werden kann?

Aber: Ist mit diesem Postulat nicht eine ganz unzulässige Dramatisierung verbunden, die den Blick auf sehr viel alltäglichere Aufgaben verstellt, die Soziologie ohne grundlegende Neuorientierung, aber mit unbestreitbarem Nutzen für die gesellschaftliche Praxis lösen könnte? Werden dadurch nicht möglicherweise Entwicklungslinien des Faches abgeschnitten, die nicht mit der Krisendiagnose in Einklang zu bringen sind, aber mittel- oder langfristig innerwissenschaftlich wie im Hinblick auf die gesellschaftliche Relevanz ihrer Ergebnisse beträchtlichen Ertrag versprechen?

Es kann wohl kein Zweifel daran bestehen, daß wir gegenwärtig aus Gründen, von denen ich einige zu nennen versucht habe, nicht in der Lage sind, auf Fragen dieser Art mit den Mitteln unseres Faches, d.h. gestützt auf systematische und in wesentlichen Schritten interindividuell nachvollziehbare Forschungsprozesse und Analysen, schlüssige Antwort zu geben. Doch meine ich, daß Soziologie hierzu grundsätzlich die Fähigkeit besitzen könnte und daß es nicht ganz unsinnig ist, auf eine Entwicklung zu setzen, die das Fach in absehbarer Zeit und wenigstens in rudimentärer Form hierzu instand setzen würde.

Zwei Gründe könnten eine solche Entwicklung verhindern, von denen der eine fachinterner Natur ist, der andere die Außenbeziehungen des Faches betrifft:

Die innere Entwicklung der Soziologie in den 80er Jahren wird meiner Ansicht nach entscheidend davon bestimmt werden, ob es gelingt, Fragen in der Art, wie ich sie eben in der Gegenüberstellung der Thesen von Zapf und Berger formuliert habe, in die konkrete theoretische und empirische Praxis soziologischen Arbeitens zu übersetzen und in ihr fruchtbar zu machen, oder ob die Soziologen mehrheitlich angesichts der damit verbundenen Schwierigkeiten resignieren und sich wieder auf eine Art feuilletonistische Weltdeutung zurückziehen, die früher einmal große Teile dessen repräsentierte, was sich als Soziologie definierte, und von der wir uns auch in den letzten Jahren noch keineswegs vollständig gelöst haben.

Daß letzteres eintritt, ist leider angesichts der Aufgaben, die andernfalls gelöst werden müßten, nicht ganz unwahrscheinlich: müßte hierzu doch Soziologie viele strukturelle Zusammenhänge, die sie bisher an die Nachbarwissenschaften verweisen konnte, erstmals oder wiederum in den Blick bekommen; müßte sie grundlegende Konzepte, mit denen wir bisher ganz selbstverständlich umgegangen sind, in Frage stellen; würde hierbei nicht zuletzt – und ich will hier noch einmal darauf insistieren – etwas wieder zur Disposition gestellt, was bisher für die Produktivität unserer empirisch-analytischen Arbeit sehr wesentlich war, nämlich die Fähigkeit, segmentierte Forschungsfelder voneinander abzugrenzen, deren adäquate Bearbeitung auch dann möglich ist, wenn man zentrale Entwicklungen außerhalb des eigenen Forschungsfelds oder zentrale Ausstrahlungen und Verursachungen dessen, was man untersucht, nicht systematisch in Erhebung und Analyse einbezieht.

Angesichts dieser Aufgaben, ohne deren Lösungen es ebensowenig möglich ist, die Vermutung einer Strukturkrise zu begründen, wie auch gegebenenfalls nachzuweisen, daß diese Vermutung nicht der Realität adäquat ist, wäre es nicht ganz verwunderlich, wenn immer größere Teile der Soziologie Schritt für Schritt den konkreten empirischen Bezug zur gesellschaftlichen Entwicklung aufgeben, das, was meiner Meinung nach die eigentliche Leistung des Faches in den letzten zwanzig Jahren darstellt, opfern und wieder in die Produktion mehr oder minder idiosynkratischer und beliebiger Deutungen mehr oder minder zufällig erfahrener sozialer Phänomene zurückfallen würden.

In dem Maße, in dem die Entwicklung der Soziologie von derartigen Tendenzen der Abwendung von systematischem empirisch-analytischem Arbeiten geprägt würde, müßte auch in den Außenbeziehungen der Soziologie – und hierin liegt ein zweites, dem eben genannten komplementäres Risiko – mit Veränderungen gerechnet werden, die ihrerseits die Existenz der Soziologie als eine empirische Wissenschaft aufs schwerste gefährden könnten: Soziologie ist zwar keine Großforschung, die einer quasi-industriellen, langfristig institutionalisierten Infrastruktur bedürfte, aber sie kann nicht bloße Bücherwissenschaft oder Kleinstforschung bleiben oder werden, wenn sie die Aufgaben der 80er Jahre ernsthaft in Angriff nehmen will. Soziologie ist hierzu zwingend auf eine Forschungsinfrastruktur inner-

halb und außerhalb der Hochschulen angewiesen, die ohne explizite und positive Entscheidungen der zuständigen öffentlichen Hände weder zu schaffen noch auf Dauer zu halten ist. Insofern trifft uns bereits eine Kampagne in den Medien, wenn sie zum Beispiel Soziologie mit einer bestimmten gesellschaftspolitischen Orientierung assoziiert, die den meisten Wissenschaftspolitikern wenig angenehm ist, in außerordentlich gefährlicher Weise. Und wenn sich erst einmal innerhalb des Faches die Vorstellung auszubreiten beginnt, daß Soziologie sehr gut auch ohne systematische und organisierte Forschung auskommen könnte, so ist in Zeiten anhaltend knapper öffentlicher Mittel die Chance dafür nicht sehr groß, die unbedingt notwendige Forschungsinfrastruktur am Leben zu erhalten.

V

Vermutlich stehen wir – und damit will ich versuchen, zusammenzufassen – an einem Kreuzweg in der Entwicklung des Faches, der sich in seiner Bedeutung wahrscheinlich mit der Wiederkonstituierung von Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg vergleichen läßt.

Entweder sind wir – und dies ist keine Frage von Moral und Absicht, sondern eine Frage der ausreichenden organisatorischen, sachlichen und personellen Kapazität – in der Lage, uns den Fragen, wie wir sie gestern und heute diskutiert haben, in einer Weise zu stellen, die auf organisierten und institutionalisierten Prozessen der Wissens- und Erkenntnisgewinnung gründet, sind wir in der Lage, die Sinnprobleme, die ja in vielfältiger Weise die Diskussionen dieses Soziologentags durchzogen haben, in Forschungsfragen zu übersetzen, die systematischer, empirischer und konzeptueller Bearbeitung zugänglich sind.

Oder der große Aufschwung der Soziologie in den 60er und 70er Jahren wird, so fürchte ich, in den 80er und 90er Jahren in einem langsamen Prozeß des Verkümmerns münden, an dessen Ende Soziologie allenfalls noch als eine Art Bildungsfach für Lehramtsbewerber oder Sozialarbeiter bestehen bleibt.

Letzteres würde allerdings möglicherweise bedeuten, daß Soziologie eine große historische Herausforderung verfehlt und ein beträchtliches Leistungspotential verschleudert, das sie zur Annahme dieser Herausforderung mobilisieren könnte.

Um die Herausforderung zu veranschaulichen, möchte ich noch einmal daran erinnern, daß beim gegenwärtigen Stand empirischer Kenntnis und konzeptueller Klärung die Hypothese einer säkularen Strukturkrise keineswegs verworfen werden kann. Versucht man demgemäß, mit Hilfe dieser Hypothese den historischen Ablauf der letzten Jahrzehnte zu rekonstruieren, so bietet sich ein Schema an, demzufolge sich industriell-kapitalistische

Ich halte sehr viel von der heuristischen Funktion wissenschaftlicher Dispute, selbst wenn sie gelegentlich polemisch werden. Nachdem wir in den letzten Jahren in der Soziologie grundlegende Kontroversen lieber vermieden haben, scheint wohl jetzt die Zeit gekommen, auch in der Fachöffentlichkeit, z.B. in unseren Zeitschriften und wissenschaftlichen Veranstaltungen, wieder systematisch gegensätzliche Konzepte und Argumentationen aufzubauen und Kontroversen nicht mehr zu verdecken, sondern offen auszutragen. Ich möchte schließen mit der Bitte an Sie alle, sich möglichst lebhaft hieran zu beteiligen, im Vertrauen darauf, daß wir Soziologen aus solchen Kontroversen allemal Gewinn gezogen haben.